

böhlau



KARL BRUNNER

IN FREIHEIT GLAUBEN

HISTORISCHES ZU GOTT UND KIRCHE

böhlau

Karl Brunner

In Freiheit glauben

Historisches zu Gott und Kirche



2013

BÖHLAUVERLAG WIEN KÖLN WEIMAR

Gedruckt mit Unterstützung durch
die Kulturabteilung der Stadt Wien – MA 7



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Umschlagabbildung nach © Bibliothèque nationale de France, Paris, man. lat. 6734 fol. 3^v,
2. Drittel 12. Jahrhundert, daraus auch die Ausschnitte auf S. 7, 15, 45, 127 und S. 173.

© 2013 by Böhlau Verlag Ges.m.b.H & Co. KG, Wien Köln Weimar
Wiesingerstraße 1, 1010 Wien, www.boehlau-verlag.com

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des
Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig.

Umschlaggestaltung: Tanja Forster
Satz: Bettina Waringer
Druck und Bindung: UAB BALTO print
Gedruckt auf chlor- und säurefrei gebleichtem Papier
ISBN 978-3-205-79476-9

Inhalt

VORWORT	7
SO EINFACH – IN DER THEORIE	15
Warum Gott ist	15
Sinn	16
Freiheit	17
Wie Gott ist.	18
Liebe.	19
Trinität	21
Gott als Schöpfer	23
Dämonisches Zwischenspiel	24
Gottes erste Offenbarung	25
Wunder	28
Menschen als Ebenbild	32
Eva und Maria	35
Geschichten und Geschichte	39
GAR NICHT EINFACH – IN DER PRAXIS	45
Begriffe	45
Religion.	46
Kirche	47
Konfession	51
Einrichtungen	57
Gemeinde	58
Gebäude.	61
Klöster	66

Inhalt

Jahreskreis	70
Advent und Weihnachten	76
Osterkreis	81
Marienfeste	85
<i>Verkündigung</i>	85
<i>Heimsuchung</i>	89
<i>Himmelfahrt</i>	91
<i>Geburt</i>	93
Pfingsten.	95
Allerheiligen – Allerseelen	96
Heiligenfeste	98
Lebenszyklus	101
Taufe und Firmung	101
Hochzeit.	103
Leiden, Tod und Begräbnis	107
Caritas	109
fremd und anders	112
alt	115
Umgang mit einer Kirche	117
Warum katholisch?	121
AM ENDE IST ALLES WIEDER EINFACH	127
GLOSSAR	131
REGISTER	167



Vorwort

In diesem Buch geht es mir darum, als Historiker einige grundlegende Fragen neu zu stellen und in zeitgemäßer Sprache dazu Stellung zu nehmen: Wie bleibt man glaubwürdig? Wie vermittelt man die Bilder, die uns von den Heiligen Schriften und der reichen Tradition vorgestellt werden? Wie bewahrt man die grundlegenden Werte?

Ich bin kein Theologe und habe mich von meinem Philosophiestudium der konkreteren Historie zugewandt, genauer der Geschichte des Mittelalters. Meine Kompetenz für die hier infrage kommenden Themen reicht von den Kirchenvätern bis etwa zu Nikolaus von Kues. Das ist die Zeit, in der Europa, wie wir es kennen, entstand. Das Mittelalter ist zudem das „eigene Fremde“: Einerseits ist es Bestandteil unserer Geschichte, andererseits ist das Denken des Mittelalters – vor allem in seinem ganzheitlichen Zugang – für einen modernen Intellekt nicht ganz leicht zu erfassen. Gerade dieses „Andere“ als Element der eigenen Kultur kann anregende Denkanstöße in vielen heute brennenden Fragen geben. Auch die Ökologie

z. B. muss oft weit bis zu den Anfängen unserer Weltgestaltung zurückgreifen, um an die Wurzeln der gegenwärtigen Zustände zu gelangen. In der Theologie rief die Rückbesinnung auf die Gedanken der Väter immer wieder neue Ideen hervor. Jede spirituelle Erneuerung in der europäischen Kirchengeschichte begann damit, dass man Augustinus wieder neu las, jede Dogmatik ging von Thomas von Aquin aus. Hildegard von Bingen und Nikolaus Kusanus haben Denkformen eröffnet, die in der heutigen Medizin und den Naturwissenschaften noch nachwirken. So gesehen kann das Handwerkszeug eines Mediävisten für diese Erörterungen nützlich sein, auch wenn es in diesem Text nicht im Vordergrund stehen soll.

Sozialisiert wurde ich in einer gemäßigt katholischen Umgebung. Aus der Verwandtschaft und dem für mich prägenden Studium beim Philosophen Erich Heintel an der Universität Wien habe ich bedeutsames protestantisches Gedankengut mitbekommen. Wichtig für mich sind Initiativen wie die „Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre“ des lutherischen Weltbundes und der katholischen Kirche. Auch die Differenzen in der Sakramentenlehre lassen sich meiner Meinung nach überbrücken. Gläubige Juden sind für mich so etwas wie ältere Brüder und Schwestern mit gemeinsamen Wurzeln, und ich hatte das große Glück, Menschen aus diesem Zweig der „Familie“ kennen und schätzen zu lernen. Es gibt nur einen Gott, wie es im Islam heißt, aber er spricht zu den Menschen in verschiedenen Sprachen. Das ist aus dem Bericht über das Pfingstwunder (Apg 2, 6) vertraut.

In Bezug auf die anderen Religionen halte ich es mit dem Zweiten Vatikanum (Nostra aetate, vgl. Lumen Gentium

um Art. 8), wo festgehalten wurde, die Kirche lehne „nichts von alledem ab, was in diesen Religionen wahr und heilig ist. Mit aufrichtigem Ernst betrachtet sie jene Handlungs- und Lebensweisen, jene Vorschriften und Lehren, die zwar in manchem von dem abweichen, was sie selber für wahr hält und lehrt, doch nicht selten einen Strahl jener Wahrheit erkennen lassen, die alle Menschen erleuchtet.“ Jedenfalls aber wird „jeder Theorie oder Praxis das Fundament entzogen, die zwischen Mensch und Mensch, zwischen Volk und Volk bezüglich der Menschenwürde und der daraus fließenden Rechte einen Unterschied macht“ (Nostra aetate Art. 2 und 5).

Ich schrieb diesen Text in einer Zeit der Krisen für fast alle Kirchen. Das gab den Anlass für die Verwirklichung eines lang gehegten Planes, mich einmal aus der Perspektive des Historikers und mit diesem Wissen grundsätzlich mit den Themen Gott und Kirche auseinanderzusetzen. Das Wort „Krise“ kommt aus dem Griechischen, von κρίνειν (krínein) = entscheiden. Heute nehmen viele Menschen Anstoß an Missständen und entscheiden sich, ihre Kirche zu verlassen. Kommen Skandale ans Licht, sollte das jedoch eigentlich keine Aus-, sondern eine Eintrittswelle hervorrufen: Denn nicht die Aufdeckung des Übels ist der Skandal, sondern das Übel war es; und es ist erfreulich, dass das endlich erkannt wird. Das Übel aber war und ist keine spezielle Eigenart der Kirchenleute, sondern wuchs aus dem Menschenbild jener ungunen, noch gar nicht so alten Zeit, nach der sich unverständlicherweise noch immer Menschen zurücksehen. Es ist immerhin erfreulich, dass man von den Kirchen mehr Sauberkeit erhofft. Schlimmer wären Zeiten, in denen das Salz des Glaubens schal wird (Mt 5, 13) und die Amtsträger ihrer Macht sicher wären.

Die Perversion, um die es diesmal geht, ist nur die andere Seite der sogenannten Normalität. Ihre Ursachen sind noch längst nicht aufgearbeitet. Zugrunde liegt unter anderem eine Pädagogik, die „Erziehung“ beim Wort nimmt. Jeder Gärtner weiß, dass eine Pflanze nicht schneller wächst, wenn man an ihr zieht, sondern dass man sie auf diese Weise ausreißt. Statt jungen Menschen Raum zur Entfaltung zu geben, üben „Erzieher“ Dressur, schlimmstenfalls „altersgemäß“; damit wird Gewalt gegenüber Kindern „wissenschaftlich“ gerechtfertigt. Wir begehen aus Überzeugung Diebstahl am Leben junger Menschen. Wir sagen ständig „noch nicht“, statt ihnen Freude an ihrer Gegenwart zu vermitteln; „wenn du einmal groß bist, dann ...“. Lebt eine Raupe nur, um irgendwann für kurze Zeit Schmetterling zu sein? Nur zu rasch kommen dann die Tage, in denen es heißt, „nicht mehr ...“ (vgl. Joh 21, 18).

Gewalt nährt sich an der Verzweiflung, einer zugeschriebenen Rolle nicht gerecht zu werden. Das gilt für Täter wie für Opfer. Sexualität und ihre Unterdrückung werden besonders häufig als Mittel zur Macht gebraucht. Der Missbrauch ist nur die Kehrseite einer Medaille, die legitimiert, Menschen unter dem Aspekt ihres Nutzens, des Gebrauchs, zu beurteilen. Menschen zu gebrauchen kann so schändlich sein, wie sie zu missbrauchen.

Mit Religion hat das wenig zu tun. Die meisten Gebote, die heute als einschränkend empfunden werden, waren ursprünglich zum Schutz des Lebens bestimmt. Das Verbot, bestimmte Tiere zu essen (z. B. Schwein, Lev 11, 7 und Koran 2, 173), und das Gebot, sie so zu schlachten, dass sie ausbluten (schächten, Dt 12, 21) – im Judentum und im Islam –, hatten ökologische und medizinische Hintergründe. Die biblischen

Reinheitsgebote schützten Frauen während der Menstruation und nach der Geburt (Lev 15, 19; Lev 12). Die Regeln sind für die Menschen da, nicht die Menschen für die Regeln (vgl. Mt 15 und Mk 2, 27). Im Apostelkonzil (zwischen 44 und 49) wurden das Beschneidungsgebot und andere Vorschriften für Nichtjuden aufgehoben (Apg 15; Gal 2, 1–10). Ist das nicht auch ein Muster? Warum sollte es jetzt anstößig sein, die Ausübung der Gebote den Zeitumständen anzupassen? Damit soll am Gesetz kein Jota geändert werden (Mt 5, 17f.). Wahrhaft Konservative müssen weiter ausgreifen als bis zu den Gewohnheiten von gestern. Sie müssen mit der Tradition so lebendig umgehen, wie es die Apostel taten. Aggiornamento (Johannes XXIII.), das „auf den heutigen Stand bringen“, bedeutet nicht Abkehr vom Erbe, sondern Zuwendung.

An einigen Beispielen kann das unschwer verdeutlicht werden. Jahrtausendlang starb eine Mehrzahl der Kinder noch in frühem Alter. Zugleich waren es die Kinder, die alten Menschen und der jeweiligen Gemeinschaft das Weiterleben sicherten. Dem trugen die Gebote im Zusammenhang mit der Reproduktion Rechnung. Heute müssen nicht mehr so viele Kinder geboren werden und es wird zunehmend weniger verantwortlich, den Planeten Erde mit Menschen zu überfüllen. Die Fragen der „Moral“ sind komplexer, als es sich manche kirchliche Würdenträger vorstellen.

Erst 1828 hat Karl Ernst Baer die Bedeutung des weiblichen Eis bei Säugetieren entdeckt. Bis dahin wurde der Beitrag der Frauen an der Menschwerdung unter der Metapher der Saat gesehen: Der entscheidende Beitrag kam scheinbar durch den Samen des Mannes. Die Rolle der Frauen schien der des passiven Ackers zu ähneln. Diese medizinische Er-

kenntnis hätte auf allen Ebenen des Zusammenlebens einen grundlegenden Paradigmenwechsel herbeiführen müssen. Sind doch damit die Geschlechterrollen neu zu definieren; übrigens auch der körperliche Beitrag Mariens bei der Menschwerdung Christi. Sie ist – ganz im Sinne der uralten Dogmatik von der Gottesgebälerin (Θεοτόκος, theotókos) – nicht nur das Gefäß des Geistes, sondern Mitschöpferin des Erlösers. Nach fast 200 Jahren werden die Auswirkungen auf die Bilder vom Verhältnis zwischen Mann und Frau immer noch nicht hinreichend bedacht.

Menschen können glücklicherweise immer älter werden. Sie widmen dementsprechend eine viel kürzere Spanne ihres Lebens der Begleitung ihrer Kinder. Danach und davor müssen bzw. dürfen sie einen anderen, neuen Weg zu- und miteinander finden. Das Heiratsalter steigt; sollten wirklich alle davor wie Nonnen und Mönche leben? Sie tun es ja doch nicht und Vorschriften, die ins Leere gehen, untergraben die Moral.

Damit genug aktueller Beispiele. Ich habe für diesen Text um keine kirchliche Approbation angesucht und kein Theologe hat ihn zuvor gelesen, doch will ich zwar Debatten nicht ausweichen, aber grundsätzlich keinen Anstoß erregen. Ich stelle kein Lehrgebäude auf, sondern berichte nur davon, wie ich gelernt habe, mit der christlichen Religion und der Kirche, in die ich hineingeboren und hineingewachsen bin, bewusst zu leben.

Manche der schönen alten Geschichten wirken leider abgegriffen, viele sind nur mehr in ihrem historischen Kontext zu verstehen. Es wäre schön, könnte man neue Mythen und Bilder für die immer gleichen Wahrheiten finden. Vielleicht geben sie Orientierung, vielleicht erregen sie kreativen Wi-

derspruch. Das Bilderverbot (Ex 20, 4) gilt ja ausdrücklich nur für Götzenbilder (Lev 26, 1); verboten werden Bilder, die für sich selbst Wahrheit beanspruchen, aber nicht Bilder, die Zeichen sind für anderes, Größeres, das sich anders schwer in Worte gießen lässt.

Am Anfang meines Buches versuche ich zu skizzieren, auf welche Weise heute von Gott die Rede sein könnte und welche Konsequenzen sich für mich daraus ergeben. Was dahinter steht, ist ein vielfältiges Erbe der europäischen Tradition, das ganze Bibliotheken füllt und hier nicht aufgearbeitet werden kann und soll. Die leitenden Begriffe „Freiheit“, „Sinn“ und „Liebe“ haben in jeder Kultur und bei jedem Individuum eine andere Farbe. Die Behauptung, dass sich die wesentlichen Grundlinien durch diese für mich erfreuliche Buntheit nicht ändern und jede Person in ihrem Rahmen für den Aufbau eines eigenen Glaubensgerüsts Platz findet, gilt bis zum Beweis des Gegenteils.

Als Historiker ist es für mich selbstverständlich, *ad fontes* zu gehen, an die Quellen. Das ist als Erstes und vor allem die christliche Bibel. Das Beiwort „christlich“ bezieht sich auch auf das sogenannte Alte Testament, denn ich kann nicht Hebräisch. Der Originaltext war allerdings in einem Großteil der europäischen Tradition – außerhalb der jüdischen – nicht unmittelbar geschichtswirksam. Alle Übersetzungen der Bibel tragen den Stempel ihrer Zeit. Schon in der lateinischen Vulgata des Hieronymus († 420) wirkte sich das christliche Verständnis auf die Formulierungen der Texte des Alten Bundes aus. Die Hinweise auf die weiteren theologischen Diskurse habe ich so gering wie möglich gehalten. Dafür gibt es die jeweiligen Experten und Fachbücher.

Ich möchte zeigen, dass es sich immer noch lohnt, die alten Texte neu zu lesen und damit eine Tradition fortzusetzen, die eindrucksvolle Interpretationen hervorgebracht hat. Es sind überraschend präzise Beschreibungen menschlicher Zustände und Träume, und man wundert sich und wird sehr traurig, wenn man sieht, mit welcher Blindheit und Gewalt die Botschaft der Befreiung, die sie enthalten, überlesen oder verbogen wurde. Im Übrigen kann ich nur Papst Benedikt XVI. zitieren: „Ich habe mich bemüht, in diesem Sinn mit den Texten in Dialog zu treten. Dabei bin ich mir bewusst, dass dieses Gespräch im Ineinander von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nie zu Ende sein kann ...“ (Jesus von Nazareth, Vorwort).

Gewidmet ist das Büchlein meinen Söhnen, in der Hoffnung auf gute Gespräche, und meinen Enkeln, in der Erwartung von vielen neugierigen Fragen. Zu danken ist einigen Vor-Lesern, besonders Georg Hauptfeld, Guido Heintel, Peter Rauch und Alexander Weiger und, wie immer, meiner Frau.



So einfach – in der Theorie

*Ich strebte danach, eine Ketzerei zu finden,
die mir paßt, und kaum hatte ich ihr den letzten Schliff gegeben,
mußte ich feststellen, daß es die Orthodoxie war.*

Gilbert Keith Chesterton († 1936), Orthodoxie 33

Warum Gott ist

Der Anfang ist einfach – das Ende wird übrigens noch einfacher sein. Dazwischen spießt es sich manchmal.

Natürlich kann man Gott nicht beweisen. Könnte man das, würde man ihn in ein menschliches Maß zwingen – und das wäre dann nicht Gott, denn der Begriff ist nur sinnvoll, wenn er dieses Maß überschreitet (transzendiert, davon kommt „Transzendenz“). Aber es gibt gute Gründe dafür, dass es Gott geben soll. Es gibt auch gute Gründe für bestimmte Vorstellungen von Gott. Glauben heißt, solche guten Gründe zu haben, etwas aus sicherem Wissen heraus anzunehmen, wie

schon der Kirchenvater Augustinus († 354) sagte (z. B. De civitate Dei XIX 18).

Wissen wird immer auf etwas anderes, schon Gewisses, zurückgeführt, bis man auf Voraussetzungen stößt, die nicht mehr im System beweisbar, aber auch schwer änderbar sind, sonst müsste man das ganze Gebäude des Wissens umgestalten. Auch die Mathematik kann ihre Axiome, ihre Voraussetzungen, nicht selbst beweisen; das hat Kurt Gödel († 1978) in seinen Unvollständigkeitssätzen gezeigt. Der Glaube versucht, über seine Voraussetzungen hinauszugreifen. Dieses Denken muss, wie das mathematische Axiomensystem, hinreichend einfach sein, d. h. für Menschen entscheidbar.

Sinn

Ich beginne mit einem Postulat: Ich will, dass mein Leben einen Sinn hat. Bei diesem Satz kommt es auf jedes Wort an: Ich – in irgendeiner Weise einzigartig; will – das setzt voraus, dass ich das kann; mein – individuell und nicht im Allgemeinen; Leben – hier und jetzt; Sinn – und für mich einsehbar. Über jedes dieser Worte kann man dicke Bücher philosophieren, aber nehmen wir es einmal schlicht so, wie es da steht.

Das entscheidende Wort in diesem Postulat ist „will“. Denn damit mein Leben Sinn haben kann, muss ich wollen können, muss ich für dieses mein Leben verantwortlich sein, also Freiheit haben – in welchem Ausmaß auch immer. Ein Stein, eine Pflanze, ein Tier, sie haben auch „Sinn“, indem sie für jemanden oder etwas anderes von Nutzen sind, im Rahmen einer unendlichen Kette füreinander Ursachen und Wirkungen zeitigen und gewollte Teile der Schöpfung sind.

Das seiner selbst bewusste „Ich“ will für sich Sinn, und das ist genau das Gegenteil der Zweckmäßigkeit, die wir in der Natur beobachten können.

Freiheit

Damit sind wir bei einem entscheidenden Punkt, von dem es kein Zurück mehr gibt: Freiheit kann ebenfalls nicht von etwas anderem abgeleitet werden, ebenso wenig wie Gott. Sie entsteht auch nicht, wenn es zwei oder mehrere Lösungen einer Gleichung gibt oder wenn etwas „zufällig“ geschieht.

Seit der Quantentheorie gibt es übrigens zwei Begriffe von Zufall: Der eine entsteht, wenn man einfach nicht alle Ursachen kennt bzw. kontrollieren kann, wie beim Würfeln. Die Zahl fällt nach bestimmten Parametern, wie Wurf, Schwerkraft, Gewicht, Unterlage usw., aber es ist uns nicht möglich, sie alle im Voraus zu berechnen. Der andere besteht darin, dass es bei bestimmten Prozessen grundsätzlich keine Möglichkeit geben kann, ihre Richtung vorherzusagen. Das hat aber auch nichts mit Freiheit zu tun, denn die Teilchen „wollen“ nichts. Ich sehe keine Möglichkeit, zu denken, dass Freiheit evolutionär „entstünde“.

Freie Handlung ist so, wie sie getan wird, nicht notwendig, aber sie hat hinreichende Gründe, Motive, aus denen eines zur Entscheidung ausgewählt wird. Nur dann gibt es die Unterscheidung zwischen Gut und Böse – und von der ist im Schöpfungsmythos auch die Rede. Für den Menschen ist daher paradoxerweise das höchste Gut der kreative Umgang mit der Unvorhersagbarkeit: Denn das macht ihn zum Menschen, dass er „weiß, dass er nichts weiß“ (Sokrates), weil man im Prinzip

niemals im Voraus wissen kann, was aus einer Handlung herauskommt. Natürlich ist klar, dass im Alltag und in der Masse vieles vorhersagbar sein wird, aber nur in seiner Wahrscheinlichkeit.

Bei Bernhard von Clairvaux († 1153) habe ich in seinem Buch „Über die Gottesliebe“ (II 2) gefunden: Wie der Mensch zum Leben Brot, Licht und Luft brauche, brauche die Seele Würde, Erkenntnis und Tugend. Würde bestehe im Wesentlichen im Freien Willen, Erkenntnis darin, dass dieser Freie Wille nicht aus uns selber kommt, und Tugend darin, dementsprechend zu handeln, was in diesem Fall heißt, auf Gottsuche zu gehen. Oder, andersherum, wie der Wiener Pastoraltheologe Paul Zulehner es in einer Fernsehsendung treffend ausgedrückt hat: Atheisten glauben an einen Gott, den es ihrer Meinung nach Gott sei Dank nicht gibt. Ich habe gute Gründe, zu glauben, dass es ihn gibt.

Wie Gott ist

Gott hat, spitzfindig genommen, auch kein „Voraus-Wissen“ – denn dann würde die Freiheit ja illusorisch –, sondern steht überhaupt außerhalb – metaphorisch könnte man sagen: oberhalb – der Zeit, die erst mit der Schöpfung zur Welt kam. Er ist Beobachter und erblickt Anfang und Ende einer Geschichte zugleich, in der Regel, ohne sich einzumischen. Er weiß daher „immer schon“, aber nicht „vorher“ (weil er eben nicht in dem Zeitablauf gefangen ist), wie die Geschichte ausgegangen ist und wie sich Menschen entschieden haben: Weil er zugleich ihre Entscheidung und deren Folgen sieht.

Freiheit kann also aus zureichend logischen Gründen nicht Resultat von Bedingungen sein. Freiheit – und da setzt meine

Interpretation ein – kann nur dann entstehen, wenn sie gegeben wird, von einem Wesen, das an sich frei ist. Daraus folgt ein Zweites, wieder logisch verankert: Freiheit reicht nicht aus, wenn sie bloß zwischen Akzeptanz und Widerspruch wählen kann – denn die bloße Verneinung ist nicht frei, weil sie von dem abhängt, dem widersprochen wird, und sie macht daher auch nicht frei. Freiheit entfaltet sich erst als kreative Kategorie. Noch einmal zur schlichten Logik: Freiheit braucht Zeit, ein Davor und ein Danach, und Veränderung. Freiheit ist daher für uns nur in der Welt der Zeit denkbar.

Liebe

Ein Zipfelchen des Geheimnisses, das wir zu beschreiben versuchen, wird damit sichtbar: Diese Schöpfung hat auch für Gott nur Sinn als Erweis seiner Freiheit. Das ist eine logische, keine theologische Aussage, aber vielleicht eines jener Bilder, die das Verständnis erleichtern. Also ist diese Schöpfung und darin mein Ich, das nach Freiheit strebt, von ihm so gewollt. Das sind für mich die ersten Rahmenbedingungen, in denen sich ein sinnvolles Gottesbild bewegen muss. Der Gott, der mir Sinn zu geben vermag, muss also frei sein und ein Geschöpf in Freiheit wollen. Dafür muss er auch einen Grund haben. Der einzige Grund, der sich ausdenken lässt und der das Geschaffene nicht instrumentalisiert, sondern ihm Freiheit lässt, ist Liebe.

Nun denn, werde ich gefragt, was ist Liebe? Selbst unter Menschen ist sie ein Rätsel. Eine junge Frau, fast ein Kind noch, fragt bei Wolfram von Eschenbach: „Minne [Liebe, in der Dichtung wie Venus gerne personifiziert], ist es ein ‚Er‘? Kannst du es mir beschreiben? Und läuft mir Minne zu, was

soll ich mit Minne treiben? Darf sie im Schrein bei den Puppen liegen? Ist die Minne wild, oder ist sie handzahn? Wenn ich locke, wird sie zu mir fliegen?“ (Titulel I 64). Sigune, so heißt sie, spielt noch, und sie schickt ihren Liebsten in ein Abenteuer und damit in den Tod.

Soll man ihre Frage ausweichend beantworten, wie Augustinus über die Zeit schrieb? „Wenn mich niemand danach fragt, weiß ich es; will ich es einem Fragenden erklären, weiß ich es nicht“ (Bekenntnisse XI 14). So wie die Zeit nicht festgehalten werden kann – der Augenblick ist gleich Vergangenheit, die Zukunft ist noch nicht –, so ist die Liebe nicht festzuhalten in einem Sein, sondern nur zu verwirklichen in einem Tun, oder besser, im Grund für ein Tun: „Wenn ich in den Sprachen der Menschen und Engel redete, hätte aber die Liebe nicht ...“, schreibt Paulus an die Korinther (1 Kor 13, 1). Dort steht viel über die Liebe, aber, wie das so ist mit Begriffen, die alles Fassbare übersteigen, vor allem, was sie nicht ist (vgl. S. 32). „Sage mir jemand: Was ist Minne?“, singt Walther von der Vogelweide. „Minne ist zweier Herzen Freude.“ Ist das genug? Wäre das nicht auch ein schöne Definition für Religion: Freude?!

Liebe ist letztlich das einzig sinnvolle Ziel, das Freiheit haben kann. Die Liebe bewegt Gott und alles Geschaffene. Das ist nicht neu – aber es ist schön, diesem alten Lied so beiläufig wieder zu begegnen. Damit sind wir bei einer nächsten Stufe des primären Postulats, der wichtigsten für mich: Denn ich will, dass Liebe Sinn hat. Alles andere ergibt sich daraus. Es entspricht in etwa dem, was Augustinus sagte: *Dilige, et quod vis fac*, liebe, und mache, was du willst (in *Johannis epistolam tract. 7*). Nur die Sprache und die Bilder wechseln, je nach den Kulturen und Traditionen.

Trinität

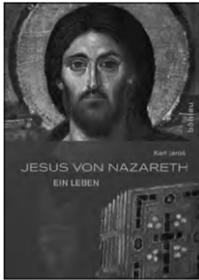
„Mein“ Gott liebt also. Wollen wir ihm diese Liebe an sich zugestehen, dürfen wir sie nicht von der Schöpfung allein abhängig machen. Dann wäre – wieder logisch – die Schöpfung notwendig für Gott – und er wäre schon wieder keiner, nämlich nicht frei. Damit sind wir überraschenderweise beim scheinbar heikelsten Punkt des christlichen Gottesbegriffes, der Dreifaltigkeit. Denn um eine innergöttliche Liebe denken zu können, hat das Christentum ein höchst dynamisches Gottesbild gefunden.

Christen denken, um Sinn zu finden, Gott am Modell der Person. Biblisch erscheint das einfach: „als Abbild Gottes schuf er ihn (den Menschen)“ (Gen 1, 27); das gilt natürlich auch umgekehrt. Was Menschen zu sein wünschen, das ist Gott schon. Ich formuliere das bewusst als hermeneutischen Zirkel; mit weniger Fachbegriffen dann später (S. 30).

Eine Person, die liebt, kann man sich nicht narzisstisch, d. h. in bloßer Selbstliebe, vorstellen. Das reicht nicht aus, obwohl es ja heißt, liebe deinen Nächsten wie dich selbst (Mt 19, 19). Genau da setzt das Modell der Trinität an. Es mag ein großes Geheimnis sein, wie Augustinus feststellte (vgl. Bekenntnisse, Buch 13, bes. c. 5), aber man kann zu einem einfachen Bild Zuflucht nehmen: Gott, der liebt, Gott, der geliebt wird, und die Liebe, die Gott ist. Diese Dreiheit in der Einheit stellt – im Spiegel unseres Verstandes – nichts anderes dar als den Versuch, alle Eigenschaften in Gott zu denken, die nötig sind, um aus dem Begriff Sinn zu machen. Die Dynamik der Liebe ist in ihm verankert. Das ist das alleinige und kostbare Angebot des Christentums.

Man hat im Verlauf der Tradition dieses Bild vielfach ausgestaltet. Es ist nicht verwunderlich, dass die engste Form der Liebe am Beispiel der Elternschaft gedacht wurde, wobei die geschlechtliche Zuschreibung in „Vater“ und „Sohn“ mehr als nebensächlich ist. Schon Augustinus hat abgelehnt, aus der Tatsache irgendwelche Schlüsse zu ziehen, dass das grammatikalische Geschlecht des „Geistes“ – (Gen 1, 2, πνεῦμα, *pneuma, nah*) – im Hebräischen weiblich sein kann. Auch da steht die Botschaft ganz klar im biblischen Text, man muss nur weiterlesen (noch einmal Gen 1, 27). Das (Ab-)Bild, Gleichnis (lat. *imago*, griech. εἰκών), Gottes sind Mann und Frau: „Gott schuf also den Menschen als sein Abbild; als Abbild Gottes schuf er ihn. Als Mann und Frau schuf er sie.“ Deren Liebe ist somit in diese Bildhaftigkeit eingebunden.

Diese Abbildhaftigkeit gilt, wie gesagt, auch umgekehrt: Eine Rede über Gott kann nur „analog“, bildhaft, hinweisend, gleichnishaft sein. Diese Sichtweise hat Augustinus so beschrieben (Bekenntnisse XI 4): *Tu ergo, Domine, fecisti ea (caelum et terra) ...* oder besser gleich in der Übersetzung (von Otto F. Lachmann): „Du, o Herr, hast sie [Himmel und Erde] geschaffen, der du schön bist, denn sie sind schön; der du gut bist, denn sie sind gut; der du bist, denn sie sind. Nicht aber sind sie so schön, nicht aber so gut wie du, ihr Schöpfer; mit dir verglichen sind sie nicht schön, nicht gut, sind sie überhaupt nicht. Wir wissen dies und danken dir. Und unser Wissen, mit deinem Wissen verglichen, ist Nichtwissen.“ Daraus wird dann bei Nikolaus Kusanus († 1464) an der Schwelle zum neuzeitlichen Denken die „*Docta ignorantia*“, das gelehrte Unwissen (vgl. S. 32): Wir können nur versuchen, unser Unwissen mit Sorgfalt zu umschreiben.



KARL JAROŠ
JESUS VON NAZARETH
 EIN LEBEN

»Wir sind ja keinen ausgeklügelten Fabeln gefolgt, als wir euch die Macht und Ankunft unseres Herrn Jesus Christus verkündeten, sondern wir waren Augenzeugen.« (2. Petrusbrief 1, 16)

Seit Jahrhunderten schon ringen Theologen, Historiker und Philologen um das Verständnis der Quellen, die über Jesus von Nazareth berichten: Legenden und Mythen oder doch historische Berichte? Wer war das Kind, das in Bethlehem zur Welt kam? Wer war der Mann, dessen Leben wie das eines Verbrechers am Kreuz endete? Karl Jaroš hat die Quellen nach langjähriger Forschungsarbeit neu bewertet. Er belegt überzeugend, dass sie auf Berichten von Augenzeugen beruhen und von historischen Ereignissen berichten, auch wenn sie diese interpretieren. Das Buch bietet eine umfassende Darstellung vom Leben Jesu und seiner Zeit und vermittelt dem Leser das Wissen, das heute historisch fundiert über Jesus von Nazareth vorliegt.

2011. 388 S. 36 S/W-ABB. GB. MIT SU. 155 X 230 MM.
 ISBN 978-3-412-20754-0



KARL JAROŠ
DER ISLAM
HISTORISCHE GRUNDLAGEN
UND GLAUBENSLEHRE
(UTB 3728 S)

Das Studienbuch bietet eine knappe und kompetente Einführung in den Islam, seine historischen Grundlagen und seine Glaubenslehre. Die klassische Glaubenslehre sunnitischer Prägung, die wegen der Weite ihres Denkens bis heute Ausgangspunkt jeder theologischen Diskussion ist, steht dabei im Zentrum. Besonders verwiesen wird auf die Gemeinsamkeiten sowie auf die fundamentalen Unterschiede zum Christentum.

Das Buch richtet sich in erster Linie an Studenten der Theologie, der vergleichenden Religionswissenschaft, der Islamistik, der Arabistik sowie der alten Geschichte.

2012. 208 S. 4 KARTEN BR. 120 X 185 MM | ISBN 978-3-8252-3728-8



KARL BRUNNER

LEOPOLD, DER HEILIGEEIN PORTRAIT AUS DEM FRÜHLING
DES MITTELALTERS

Markgraf Leopold III, der Heilige, ist wohl die bedeutendste Persönlichkeit unter den Babenbergern. Früh schon wurde die historische Person mit den stilisierten Zügen eines idealen Landesfürsten übermalt, so dass wir erstaunlich wenig über ihn selbst wissen. Der Mittelalterexperte Karl Brunner bettet die Biographie in ein Zeitbild aus dem „Frühling des Mittelalters“, das seinen besonderen Reiz daher gewinnt, dass zur Zeit Leopolds III. vieles geformt wurde, was unsere heutige Vorstellung vom Mittelalter ausmacht. Auch das Land, das man Ostarrîchi nannte, gewann damals an Gestalt. Die Person bildet also den roten Faden für eine Darstellung der Verfassung und der Lebensformen in den Anfängen Österreichs.

2009. 253 S. GB. MIT SU. 155 X 235 MM.
ISBN 978-3-205-78351-0



Gut verständlich geht der Historiker Karl Brunner zurück zu den Wurzeln des christlichen Glaubens und erklärt anhand zahlreicher Verweise auf Bibelstellen und persönlicher Erfahrungen, was christliche Gegenstände und Begriffe uns heute noch mitteilen können.



9 783205 794769

ISBN 978-3-205-79478-9 | WWW.GOEHLAUVERLAG.COM